

Leon Sachs lebt und arbeitet als Autor und Journalist in Köln. Der 1982 geborene Rheinländer studierte in Fribourg Medienwissenschaften und erwarb ein Diplom der Durham University in Religion und Theologie. Seine Abschlussarbeit in England verfasste er über »Die Ursprünge jüdisch-muslimischer Beziehungen«, und er recherchiert seit Jahren über die politischen und religiösen Zusammenhänge des Nahostkonflikts und über seine Auswirkungen auf die Gesellschaft in Europa.

Mehr unter: www.leon-sachs.com

LEON SACHS
E L E V E N
THRILLER

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Wir können die Zukunft nicht bauen,
indem wir das Vergangene rächen.*

T. H. White

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Roy Bishop/Arcangel Images
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2017
ISBN 978-3-7408-0208-0
Thriller
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Lesen & Hören, Anna Mechler, Berlin.

1

»Gehst du auch wandern?«

Er zuckte zusammen. Neben ihm stand eine junge Frau an der Reling. Er hatte sie nicht kommen sehen. Sie war klein, schlank, hatte rote Haare, mehrere Piercings in Nase und Ohren, trug Jeans und Windjacke, die dicken Socken oberhalb ihrer braunen Wanderboots über die Hose gezogen und einen Rucksack auf dem Rücken, der auf den ersten Blick so groß war wie sie selbst.

Er starrte sie irritiert an.

Die Frau grinste. »Da ist aber einer schreckhaft.«

Noch immer sagte er kein Wort. Kannte sie ihn? Er war sich sicher, diese Frau noch nie gesehen zu haben. Was hatte sie gesagt? Wandern?

»Hey, mach dich locker! Ich beiße nicht.« Sie knuffte ihn mit dem Ellenbogen in die Seite. Dann legte sie den Kopf schräg und guckte ihn mit leicht zusammengekniffenen Augen an. »Oder bist du seekrank? Du musst nicht kotzen, oder?«

Da fing er sich. »Es ist mein erstes Mal auf einem Boot«, antwortete er in fließendem Englisch mit französischem Akzent.

»Mach keinen Scheiß! Im Ernst?« Sie schaute ungläubig drein. »Das ist ja cool. Und, wie ist es so?«

»Ungewohnt«, sagte er und umklammerte die Reling unwillkürlich noch etwas stärker.

Es war tatsächlich sein erstes Mal auf See. Hätte er es sich ausdenken können, er wäre mit dem Zug durch den Eurotunnel von Coquelles nach Folkestone gefahren. Aber das war keine Option gewesen. So stand er jetzt auf diesem verdammten Schiff, froh sich im kalten Novemberwind den Arsch ab und wurde nun auch noch von dieser Frau zugequatscht. Erst jetzt kapierte er, warum sie auf ihn zugekommen war. Er trug selbst Wanderklamotten. Dicke Boots, eine beigefarbene Trekkinghose und einen knallroten Wind-

breaker über einem schwarzen Fleecepullover. Zwischen seinen Beinen und der Reling lehnte ein Wanderrucksack.

Sie sah an ihm hinab. »Hast du Angst, dass man dir was klaut?« Sie deutete auf einen der Tragegurte an seinem Rucksack, durch den er mit seinem rechten Bein gestiegen war.

»Das ist alles, was ich besitze«, sagte er knapp.

»*Omnia mea mecum porto*«, erwiderte sie nickend. »So geht's mir auch. All meinen Besitz trage ich bei mir.« Sie klopfte sich dabei stolz mit einer Hand auf ihren überdimensionalen Rucksack. Dass sie dabei nicht das Gleichgewicht verlor und nach hinten umkippte, grenzte an ein Wunder.

Ihr Englisch war ein Genuschel, wie es nur Amerikaner hinbekamen. Schnell, undeutlich und mit einem Quaken, jedes Mal, wenn ihr ein »r« über die Lippen kam. Hätte er das lateinische Sprichwort nicht gekannt, hätte er nie verstanden, was sie gemeint hatte.

Sie ekelte ihn an. Alles an ihr fand er abstoßend. Für viele Männer hier an Bord dieser Fähre, da war er sich sicher, war sie eine reizvolle Frau. Frech, verwegen, abenteuerlustig, offen und mit einer guten Figur. Aber für ihn verkörperte sie genau das, was er am meisten hasste. Um sich die Abneigung nicht anmerken zu lassen, wandte er seinen Kopf ab und blickte aufs Meer hinaus.

»Wohin willst du?« Sie schien nicht zu merken, dass er kein Interesse an einer Unterhaltung mit ihr hatte.

»Lake District«, sagte er knapp. Er atmete tief durch und tat widerwillig so, als freue er sich, von seiner Seekrankheit abgelenkt zu werden. »Und du?«

»Wow! Der Lake District ist der Hammer. Ich war schon ein paarmal dort. Die Seen sind atemberaubend. Spar dir einfach die Bötchen-Touren, und du wirst es genießen.« Sie lachte. »Ich fahre nach Cornwall«, plapperte sie weiter. »Mein Freund kommt von dort, und ...«

Es nutzte nichts. Es ging nicht. Er konnte ihr nicht mehr zuhören. Ihre Stimme ausblendend, schloss er die Augen und dachte an die bevorstehenden Tage. So viele Entbehrungen hatte er auf sich

genommen. Monate der harten Arbeit, der Geduld, der Vorsicht und des Versteckens lagen hinter ihm. Nun ging es endlich los. Sein Ziel war zum Greifen nahe. Wenn alles nach Plan lief, war er schon bald ein Held, ein Teil der Geschichte seines Volkes. Schon bald würde er die Welt verändern.

Er öffnete die Augen, stieg mit seinem Fuß aus dem Tragegurt und hob seinen Rucksack auf. Er unterbrach sie höflich, sagte, ihm sei nicht gut, er müsse schnell auf die Toilette. Sie blickte ihn besorgt an, wünschte ihm gute Besserung und streichelte zum Abschied seinen Arm. Er bekam eine Gänsehaut, quälte sich zu einem letzten Lächeln und stürmte davon.

Er spürte Wut in sich aufsteigen. Wie konnte sie es wagen, ihn zu berühren? Beschmutzt hatte sie ihn, verunreinigt. Er ging auf eine der Toiletten, schloss sich ein und versuchte, seine Atmung zu beruhigen. Er merkte, dass er es hier auf dem Schiff in einem geschlossenen Raum nicht lange aushalten würde. Schon wurde ihm wieder schlecht.

Zur Beruhigung öffnete er seinen Rucksack. Er wollte sie sich noch einmal anschauen, noch einmal einen Blick auf sie werfen, auf seine Meisterwerke. Er nahm eine Tupperdose mit Trockenfrüchten heraus, dann einen kleinen Sack mit Kleidung. Darunter lag, wonach er suchte. Vorsichtig förderte er einen schwarzen Kasten zutage.

Der Behälter war rechteckig, eine Schatulle in der Größe eines dicken Buches. Er hielt sie in beiden Händen und stellte sie vorsichtig auf dem Toilettendeckel ab. Als er die Klappe öffnete, blickte er ehrfürchtig auf seine Arbeit der letzten Monate. In Schaumstoff eingepackt lagen sie vor ihm: vier röhrenförmige Zylinder, jeder exakt zwölf Zentimeter lang. Die einen Enden waren abgerundet, die anderen flach. Die Außenwände waren aus speziell behandeltem Ethylen-Propylen-Dien-Kautschuk und umhüllten eine Kombination aus Hexogen, DEHP, PIB und Mineralöl. Jeder Militärexperte hätte diese Zutaten sofort als das erkannt, was sie waren: Composite Compound 4. Kurz: C4.

Ein knappes Kilo Plastiksprengstoff steckte in jedem dieser Zylinder. Selbst hergestelltes C4, wohlgemerkt. Ohne jenen Metallstaub, der seit einigen Jahren eingearbeitet wurde, damit der Sprengstoff von Metalldetektoren entdeckt werden konnte. Das hier war pures C4.

Stolz blickte er noch einige Sekunden auf das, was er geschaffen hatte. Sein Werk würde die Welt auf den Kopf stellen. In wenigen Tagen würde nichts mehr sein, wie es vorher war. Die Welt, wie es sie heute gab, würde aufhören zu existieren. Wenn der Plan aufging, und daran hatte er keinen Zweifel, würde eine Zeitenwende beginnen. Und er stünde im Zentrum dieses Sturms.

Als er zurück ins Freie trat, den Rucksack fest auf seinen Rücken geschnallt, war die Rothaarige nicht mehr zu sehen. Eine steife Brise wehte ihm um die Nase. Er ging zur Reling und schloss die Augen. Der Duft des Meeres befreite ihn von allen Ängsten. Auf einmal bereitete ihm die See kein Unbehagen mehr. Sicher auf beiden Beinen stand er da, ein Wanderer, der schon bald sein Ziel erreichen würde.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er sie: die rauen Kreidefelsen Großbritanniens, die weltberühmte Küstenlinie an der Straße von Dover. Über hundert Meter ragten die Felswände in die Höhe, der einst natürliche Wall, der es den Feinden so schwer gemacht hatte, die Britischen Inseln anzugreifen. Bald würde das Vereinigte Königreich seine Grenzen wieder dichtmachen. Heute würde er diese Verteidigungslinie jedoch noch mühelos überwinden. Mit einem Lächeln auf den Lippen, als Tourist, der die Weiten des Landes erkunden wollte – und mit vier tödlichen Waffen im Gepäck, die nur darauf warteten, ein stolzes Königreich und seine Gesellschaft in Schutt und Asche zu legen.

2

Die Stille reichte bis ins Mark. Im Claude-Grahame-White-Hangar des Royal Air Force Museum im Norden Londons rührte sich niemand.

Es war Punkt elf Uhr an diesem 10. November, einem Samstag, und die Uhren standen für zwei Minuten still. Der Klang der Trompete, der die Schweigeminuten eingeleitet hatte, war gerade erst verklungen. Die Zeremonie am Tag vor dem Remembrance Day, dem landesweiten Erinnern an die gefallenen Mitglieder der britischen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg, dauerte bereits eine halbe Stunde. Padre Richard Clarkson, der Station Chaplain, führte durch die Zeremonie. Der eigentliche Gottesdienst fand am Sonntag, den 11. November, statt. Dann würden sie der Toten gedenken. Heute ehrten sie die Lebenden.

Clarkson blickte ins Publikum. Hier, wo während des Ersten Weltkrieges die Kampfflugzeuge der Royal Flying Corps produziert worden waren, standen sie an einem der Geburtsorte der Luftkriege, die so vielen Menschen das Leben gekostet hatten. Über ihren Köpfen hingen mehrere Squadron S.E. 5, die Doppeldecker-Jagdflugzeuge von damals. Todbringende Maschinen, entweder für den Feind oder für den Piloten. Oder für beide.

Clarkson wusste, dass Nachfahren dieser Piloten heute anwesend waren. Sie kamen jedes Jahr hierher. Der Remembrance Day und die feierliche Ehrung der Helden von heute waren für sie Pflichttermine. Feiertage, die echte Militärs nie verpassten. Die ergreifenden Reden machten sie selig. Wenn der London Military Wives Choir sang, weinten sie. Und wenn die Trompete erklang und zum Gedenken anhielt, senkten sie entweder ihren Kopf oder salutierten mit starrem Blick und trotzig nach vorn gerecktem Kinn.

Die Zivilisten unter ihnen trugen Schwarz, die Militärs Blau. Die Uniform der Royal Air Force saß tadellos, schneidig, ehrenhaft. Der

Stolz schien in jeder Faser zu stecken, schien ebenso ein vernähter Bestandteil zu sein wie die Orden am Revers, die goldenen Knöpfe oder der blau-goldene Gürtel. Und dann war da noch die Poppy Flower, die rote Mohnblume, die an der Brust aller Anwesenden heftete. Das Symbol des Remembrance Day, das Symbol des Erinnerns, das Symbol, dass die Lebenden ihre Vorfahren nie vergessen würden.

Um zwei Minuten nach elf trat der Station Commander an das Rednerpult. Clarkson konnte sich in den Hintergrund zurückziehen. Er sah sich um. Viele hundert Menschen waren gekommen, saßen oder standen in diesem großen Hangar, der in einen lebhaften Ort der Erinnerung umgewandelt worden war. Einige schauten sich während der Rede des Commanders um, besahen sich die alten Flugmaschinen unter dem Dach des Gebäudes. Andere hatten ihre Smartphones hervorgeholt, drehten Videos oder schossen Fotos. Professionelle Fotografen wuselten umher, bei jeder Geste des Commanders hörte man das leise Klicken ihrer Kameras. Auch Fernsehteams waren da. BBC, CNN, selbst Al Jazeera hatte er gesehen.

Clarksons Blick blieb an einem Mann haften, der am äußeren Rand der Menschenmenge stand. Er war allein hier, das sah der Chaplain sofort. Er schien jedes Wort, das ganze Geschehen mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen. Clarkson konnte Menschen lesen, das war Teil seines Berufs. Doch bei diesem Mann war er sich nicht sicher. Er stand völlig still, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Seine Haare waren unter einem schwarzen Hut mit breiter Krempe verborgen, den er sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Er trug eine Brille mit einem breiten schwarzen Gestell, das nur wenig von seinen Augen preisgab. Ein brauner Vollbart komplettierte ein Gesicht, von dem kaum etwas wirklich zu erkennen war. Die Figur des Mannes wirkte hager, er war kleiner als der Durchschnitt, vielleicht knapp über einen Meter siebzig.

Clarkson hatte das Gefühl, dass alles an diesem Mann Fassade war. Er konnte noch nicht einmal sagen, wie alt der Mann war. Er

konnte knapp über vierzig sein, aber auch schon an die sechzig. Alles, was er trug, war schwarz. Vom Hut bis zu den Schuhen, die Stoffhose, der Pullover, das Hemd, dessen Kragen zum Vorschein kam, auch der Parka, den er offen darübertrug. Es schien, als wolle er gänzlich in der Festgesellschaft untergehen, als wolle er verschwinden.

Da trafen sich ihre Blicke. Der Mann hatte bemerkt, dass Clarkson ihn beobachtete. Jetzt sah der Chaplain, dass seine Augen tiefbraun waren, undurchdringlich, aber weich. Der Mann legte seinen Kopf fast unmerklich schräg und schien ihn zu mustern. Clarkson erschauerte. Es war ihm, als ob der Mann durch seine Augen hindurch direkt in sein Inneres blicken konnte. Doch der Chaplain konnte den Blick nicht abwenden. So sahen sie sich einige Sekunden an, ehe der Mann zu lächeln schien. Er reckte minimal seinen Kopf, die Mundwinkel zuckten kurz. Clarkson reagierte intuitiv und nickte kaum vernehmlich. Er hatte verstanden, was der Mann ihm gerade ausgedrückt hatte: seinen Respekt.

Im nächsten Moment wandte der Mann seinen Blick ab. Seine Gesichtszüge veränderten sich. Der Commander hatte soeben angekündigt, nun mit der Verleihung der Auszeichnungen zu beginnen. Bis eben war es eine feierliche, ruhige Zeremonie gewesen, nun brandete Applaus auf. Der Klang eines Dudelsacks erfüllte den Hangar.

Alle Blicke richteten sich auf das hintere Ende des Raumes, von wo vier Gestalten durch den Mittelgang nach vorn schritten. In einem grün-blauen Schottenrock führte der Pfeifer das Quartett an. Seinen Dudelsack zwischen Brust und linkem Arm eingeklemmt, marschierte er in militärischer Präzision in Richtung Bühne. Die Töne, die er erklingen ließ, sorgten für eine neue Feierlichkeit, die die Nachdenklichkeit aus den Gesichtern der Menschen wischte. An ihre Stelle traten Bewunderung und Respekt. Denn hinter dem Bläser folgten drei Soldaten, drei sehr tapfere Soldaten.

Ob Militär oder Zivilisten, jeder wusste, dass diese Männer etwas Außergewöhnliches geleistet haben mussten. Denn der Comman-

der würde ihnen nun das Conspicuous Gallantry Cross verleihen, das Kreuz für außergewöhnliche Tapferkeit. Nur das Victoria Cross stand über dem silbernen CDC, das wenige Augenblicke später der Station Commander unter dem tosenden Applaus des Publikums den drei Soldaten an das Revers heftete. An blau-weiß-rot-weiß-blauen Bändern hing das silberne glänzende Kreuz mit der britischen Krone im Zentrum, das im Blitzlicht der Fotografen zu funkeln begann. Am morgigen Sonntag würde ihnen die Ehre zuteil, an der Seite Ihrer Majestät der Queen einen Kranz am Cenotaph niederzulegen.

Clarkson behielt den schwarz gekleideten Mann während der Verleihung im Auge. Er hatte den Blick starr auf die drei Soldaten gerichtet, die soeben Teil der Geschichte des britischen Militärs geworden waren. Sie alle hatten sich die Auszeichnung im Kampf gegen die Taliban verdient, in der Helmand-Provinz in Afghanistan. Sie hatten ihre Einheit aus einem Hinterhalt und so die Leben ihrer Kameraden gerettet, indem sie ihre eigenen riskiert hatten.

Wegen dieser drei Soldaten, wegen der Ehre, die ihnen zuteilgeworden war, war der Mann mit dem Hut und dem Parka überhaupt hierhergekommen.

Die Helmand-Provinz, dachte er. Die Hölle auf Erden. Diese drei jungen Männer hatten sie überlebt. Sie hatten der Royal Air Force alle Ehre gemacht. »Per ardua ad astra.« So lautete das Motto der Air Force. »Durch Härte zu den Sternen.« Der Mann sah den drei Soldaten nach, wie sie dem Dudelsackspieler wieder folgten, beglückwünscht von den Menschen, die nun links und rechts den Gang säumten und ihre Helden frenetisch feierten. Zwei Briten und ein Gurkha, ein Mitglied jener legendären Kämpfer tibetischer Herkunft, die für ihre Tapferkeit und Loyalität der britischen Krone gegenüber ebenso berühmt wie gefürchtet waren.

Ob die drei irgendwann wieder in den Krieg ziehen würden, fragte sich der Mann. Oder würden sie nun, da sie dem Tod einmal entkommen waren, zu ihren Familien zurückkehren?

Vor einigen Jahren hatten viele junge Männer es noch als Ehre und moralische Pflicht empfunden, für das Königreich in den Krieg gegen den Terror zu ziehen. Der Wind aber hatte sich gedreht. Nicht nur, weil die meisten erkannt hatten, dass eigentlich niemand wirklich gewusst hatte, auf was sich die USA zusammen mit ihren Verbündeten da eingelassen hatten. Sondern auch, weil mittlerweile längst klar war, dass sie alles nur noch viel schlimmer gemacht hatten. Um gegen den Terror zu kämpfen, mussten keine Soldaten mehr in entlegene Regionen der Welt ausgesandt werden. Der Terror war längst vor ihrer Haustür angekommen. Genau aus diesem Grund hatte die Mehrheit der Briten für den Austritt aus der Europäischen Union gestimmt.

Als Padre Richard Clarkson die Zeremonie feierlich beendet hatte, folgte der Mann den Menschen hinaus ins Freie. Es war ein kalter, aber schöner Novembertag. Die Sonne schien, es fühlte sich fast so an, als wolle Gott dem Erinnern und Feiern einen würdigen Rahmen bieten. Da spürte der Mann, wie ihm jemand auf die Schulter tippte. Er drehte sich herum.

»Verzeihen Sie bitte, wenn ich Sie anspreche«, begann Clarkson. »Sie sind mir aufgefallen, und ich dachte, ich frage Sie, was Sie bewogen hat, hierherzukommen.«

Der Mann antwortete nicht gleich. Seine braunen Augen wanderten erst über die Gesichter der Menschen, die an ihnen vorbeigingen. Erst nach einem Moment fixierten sie ihr Gegenüber.

»Sie sind mir auch aufgefallen, Chaplain«, antwortete der Mann. Wieder formten seine Mundwinkel ein Lächeln.

Sein Englisch war definitiv kein Cockney, das man hier in London sprach. Clarkson meinte, ihn nach Manchester verorten zu können. Doch nun, da er den Mann aus nächster Nähe sah, fragte er sich, ob er überhaupt Brite war.

»Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?«, wagte sich Clarkson vor.

»Ich lebe hier in London«, antwortete der Mann vage und lächelte

wieder. Dann wechselte er das Thema. »Die Zeremonie war dem Anlass würdig.«

Der Chaplain bedankte sich. »Ich leite nicht alle Tage eine Veranstaltung, auf der Soldaten eine so große Ehre zuteilwird. Nur schade, dass die Queen die Verleihung nicht höchstselbst übernehmen konnte. Ich will mir gar nicht ausmalen, was diese Soldaten in Afghanistan durchgemacht haben. In meinen Augen hätte jeder Mann und jede Frau, die dort waren, eine Silver Cross verdient.«

Bei seinen letzten Worten hatte Clarkson das Gefühl, dass sich ein Schatten über das Gesicht des Mannes legte. Das Lächeln verschwand augenblicklich. Der Chaplain versuchte, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. »Darf ich nach Ihrem Namen fragen?«

Sofort verhärteten sich die Gesichtszüge des Mannes, und alle Offenheit wich aus seinem Blick. Im nächsten Moment ergriff er Clarksons Hand und schüttelte sie.

»Es war mir eine Ehre, heute hier gewesen zu sein«, sagte er. »Danke für Ihre Arbeit. Ich habe großen Respekt vor Ihnen und dem, was Sie tun.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte sich der Mann um und ließ Richard Clarkson irritiert zurück.

Schnellen Schrittes verließ er das Gelände des Royal Air Force Museum, ging zum Parkplatz und bestieg eine schwarze Ducati. Er verstaute Hut und Brille in einem kleinen Koffer hinter seinem Sitz, setzte seinen Helm auf, klappte das Visier hinunter und fuhr davon. Für heute hatte er genug gesehen und vor allem genug gehört. Er sehnte sich zurück in seine heile Welt.

3

Liam York steuerte seine Ducati schnell und sicher durch die Straßen Londons. Er fuhr über die Bayswater Road am Hyde Park entlang und folgte der Straße in Richtung Westen. Auf der Höhe Notting Hill Gate bog er rechts in die Pembridge Road ab und gelangte nach wenigen Metern zur berühmten Portobello Road. Hier, an dieser Kreuzung, lag sein Zuhause.

Er klappte das Visier hoch, als er über den Bordstein zu einem kleinen Verschlag neben dem imposanten Eckhaus rollte, das wie eine Festung den Ausgangspunkt der beiden Straßen markierte. Die weiße, steinerne Fassade reichte vier Stockwerke hoch. Ein prunkvoller Bau aus dem 19. Jahrhundert mit hohen Fenstern, aufwendigem Fassadenstuck und einem vieltürigen Eingang mit Giebeldach. Der eigentliche Blickfang aber war der Kuppelturm, aus dessen Fenstern man einen atemberaubenden Blick auf die Straßen Notting Hills hatte.

York stellte seine Maschine ab, verstaute den Helm, schnappte sich Hut und Brille und nahm die drei Stufen zum Seiteneingang in einem Satz. Als er eintrat, machte er kein Licht. Er war noch immer aufgewühlt. Er sollte nicht mehr zu diesen Zeremonien gehen. Das sagte er sich jedes Jahr aufs Neue. Jedes Jahr nahm er sich vor, dieses eine Wochenende wegzufahren, irgendwohin, wo es keine Mohnblumen gab, keine Gedenkfeiern, keine Schweigeminuten. Und doch fand er sich jedes Jahr im Royal Air Force Museum wieder. Genauso, wie er am morgigen Sonntag zum Cenotaph gehen würde. Er konnte nicht anders.

York ging einen langen Gang entlang. Der schwere Teppich unter seinen Füßen schluckte jedes Geräusch seiner Schritte. An einer großen Flügeltür blieb York stehen und öffnete sie wie eine Pforte zu einem Ballsaal. Dahinter verbarg sich das Herz des Hauses: der große Theatersaal.

York war Hausmeister des altehrwürdigen Portobello Theatre. Ein Haus, so alt wie die Geschichte des Stadtteils, der im 19. Jahrhundert zu einem Teil Londons gewachsen war. Ein Theater, so altmodisch wie traditionell, voller Geschichte und Geschichten, voller Liebe, Herzblut, Hass, Intrigen – eben voller Szenen, wie sie nur in Theaterstücken vorkamen. Diese Welt war seine Welt, die Welt des Liam York. Die einzige Welt, die für ihn noch existierte und seinem Leben einen Sinn gab.

Die Luft im großen Saal war wie immer schlecht. Staub und Kälte stiegen ihm in die Nase, der Geruch der tiefen Sessel in den Sitzreihen, ihr roter Samt. Er vernahm noch die letzten Duftnoten der erst vor Kurzem frisch lackierten Balustrade der Galerie mit den goldenen Ornamenten. Manchmal glaubte er, sogar den Reichtum der Adligen zu riechen, die in den Logen neben der Bühne ihre Sitze hatten. Und natürlich die Bühne selbst: Yorks Augen nahmen die Umrisse des schwarzen Lochs wahr, eingerahmt von einem schweren Vorhang, den York jeden Abend aufs Neue per Hand bediente und der für ihn wie ein Sinnbild seines eigenen Lebens war: Maske vor das Gesicht, Vorhang auf, ein bisschen Schauspielerei, Vorhang zu, Maske runter und hinter der Bühne verschwinden.

Hier im Theater fiel die Schwere von ihm ab. Der Brustkorb befreite sich von den unsichtbaren Schlingen, die sich auf der Gedenkfeier um ihn gelegt und sich langsam zugezogen hatten.

York richtete sich auf. Langsam schritt er zwischen den Reihen hindurch. Am Abend würde er diesen Vorhang einmal mehr betätigen. Die Scheinwerfer würden aufleuchten, aber er, der Hausmeister, würde im Verborgenen bleiben. Hoch oben über der Bühne, auf seinem Stammplatz, würde er darüber wachen, was unter ihm geschah. Es lag in seiner Verantwortung, die Menschen vertrauten ihm, dass alles funktionierte, ohne dass sie merkten, wie. So klein diese Verantwortung den meisten erschien, für ihn bedeutete sie alles.

Sie war das Einzige, was ihm noch geblieben war.

Noch immer hatte er die Lichter nicht eingeschaltet. Einzig die

Zeichen der Notausgänge leuchteten schwach im Dunkeln. York fand seinen Weg auch so. Über eine Treppe an der Seite gelangte er auf die Bühne. Ein Meisterwerk der Baukunst, mit einer Drehscheibe für mehrere Bühnenbilder. Eine Horrorkonstruktion für jeden Hausmeister, der sie ständig reparieren und die alten Zahnräder in Schuss halten musste. Aber ein Traum für jeden Regisseur und Bühnenbildner – sie konnten sich voll austoben.

York wollte gerade hinter der Bühne verschwinden, als er stehen blieb. Er lauschte, ging zu einer Tür, die zum Garderobentrakt führte, und öffnete sie.

»Hallo, Gwyn!«

»Grundgütiger!«, stieß Gwyneth Henrietta van Dyke hervor. Sie war eine verschrobene, liebenswerte Dame mittleren Alters – auch wenn sie ihr wahres Alter nie preisgeben würde, obwohl York es längst wusste. »Musst du dich immer so ranschleichen? Irgendwann sterbe ich wegen dir hier noch mal im Theater.«

»Du kannst dir ohnehin nichts Schöneres vorstellen. Also, was soll's?«, erwiderte York.

»Auf der Bühne, nicht hinter der Bühne, du Banause! Ich bin ein Star. Ein Star stirbt nicht im stillen Kämmerlein.«

Gwyn – sie hatte York am Tag ihrer ersten Begegnung wissen lassen, dass all ihre Freunde sie nur Gwyn nannten, und York sollte ohne Zweifel von der ersten Sekunde an zu diesem illustren Kreis dazugehören – war alles, nur kein Star. Sie wollte einer sein. Sie träumte vom Broadway und war doch nie aus Notting Hill herausgekommen. Sie gehörte zum Inventar des Portobello, war die gute Seele, Nervensäge und Verwalterin allen Glücks und Unglücks des Hauses. Während andere Schauspieler kamen und gingen, blieb sie. Sie hatte schon jeden Regisseur überlebt, hatte Kollegen geliebt oder rausgeekelt, hatte Affären gehabt oder unliebsame Konkurrentinnen vertrieben, von Hauptrollen bis zu Leichen am Wegesrand alles gespielt und schlussendlich in Liam York den Mann ihrer Träume gefunden.

Aber nicht ihr Glück, denn York hatte sie zurückgewiesen.

»Egal, in welchem Raum du dich befinden würdest, Gwyn, ein stilles Kämmerlein wäre es nie«, sagte York. »Was machst du überhaupt hier? Es ist doch noch viel zu früh.«

»Sag mir nicht, wann es für mich zu früh ist, mich auf meine Rolle vorzubereiten!« Sie schloss melodramatisch ihre Augen, legte Daumen und Zeigefinger auf die Lider und zitierte irgendetwas in viel zu hoher Stimmlage, das aus dem Stück sein sollte, das sie am Abend spielen würden.

Als Gwyn ihre Augen wieder öffnete und in die Realität zurückgekehrt war, sah sie ihn missbilligend an. Im Lichtschein, der vom Gang auf ihn gefallen war, schien sie ihn regelrecht zu mustern.

»Warst du wieder verkleidet draußen?«, fragte sie und strich ihm durch den Bart. »Du weißt, dass ich dein Versteckspiel nicht gutheißen kann. Allerdings muss ich gestehen: Braun steht dir. Und der Hut und die Brille – ganz nach meinem Geschmack.« Sie legte ein Lächeln auf, von dem York wusste, dass es verführerisch sein sollte. »Wie der ganze Rest von dir. Was würde ich nur für eine Nacht mit dir geben ...«

Sie zwinkerte ihm zu, ließ dann aber von ihm ab. Sie hatte sich längst damit abgefunden, dass sie nie mehr sein würden als gute Freunde. Ihren mehr oder weniger versteckten Aufforderungen zu körperlichen Aktivitäten hatte das allerdings keinen Abbruch getan. York mochte ihre Art, da gehörten die kleinen Neckereien dazu.

»Wie war es im Museum?«, wollte sie wissen.

York antwortete nicht. Eine unsichtbare Hand zog abrupt an der Schlinge um seinen Brustkorb. Gwyn tat gut daran, sein Schweigen als die einzige Antwort zu deuten, die sie bekommen würde.

»Aber morgen gehen wir zusammen los, oder?«, fuhr sie fort. Jedes Jahr gingen Gwyn und er, wie Zehntausende andere Menschen auch, am Remembrance Day zur Whitehall. York wusste, dass Gwyns Intention eigentlich weniger das Gedenken an die Toten war. Sie hoffte jedes Jahr aufs Neue, in der Nähe der Stars und Sternchen des Showbusiness zu stehen und einem Hollywood-

regisseur zu begegnen, der sich hoffnungslos in sie verliebte, sie nach Los Angeles mitnahm und nur für sie einen Blockbuster schrieb. Gwyneth Henrietta van Dyke würde die roten Teppiche der Welt im Sturm erobern, den Oscar gewinnen, einen Stern auf dem Hollywood Boulevard bekommen und dem Leben in Notting Hill für immer entsagen.

»Natürlich gehen wir hin«, beruhigte er sie, nachdem er nicht sofort geantwortet und sie ihn mit einem sorgenvollen Blick bedacht hatte.

Jetzt schenkte sie ihm ein glückliches Lächeln und verschwand ohne ein weiteres Wort in Richtung Garderobe.

Er ließ sie mit ihren Vorbereitungen auf den Abend allein und zog sich zurück. Durch das Labyrinth aus Gängen, Treppen und Türen ging er in seine Wohnung, ein kleines Zwei-Zimmer-Apartment, das schon seit jeher vom Hausmeister des Theaters bewohnt wurde. Sein Vorgänger hatte es spartanisch eingerichtet, ohne Schickschnack, ohne Luxus, ohne Stil. Als York vor etwas mehr als fünf Jahren die frei gewordene Stelle angetreten hatte, hatte er es so belassen. Ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, beide Räume funktional ausgestattet, ohne materiellen oder künstlerischen Wert. Ein Bett war ein Bett, ein Tisch ein Tisch, Schränke waren dazu da, gefüllt zu werden, die Küchenzeile, um einfaches Essen zubereiten zu können, ohne dass gleich Jamie Oliver mit hippen und ach so einfachen Rezepten um die Ecke kam. Im Vergleich zu seinen Möbeln bot selbst Tesco außergewöhnliches Design für den anspruchsvollen Kunden an. Aber York war alles, nur nicht anspruchsvoll. Was er brauchte, passte in einen Schuhkarton.

Diesen Schuhkarton holte er nun hervor. York legte seinen Parka ab, ging an sein schmales Bett und schob es mit Leichtigkeit zur Seite. Die Wände waren aus den typisch britischen roten Backsteinen, deren Charakter genauso bescheiden war wie seine Behausung. Er kniete sich hin, zog ein kleines Messer hervor, das er immer bei sich trug, und fuhr zwischen dem Laminatboden und drei Steinen in einer Ecke entlang. Als er ein leises Klicken hörte, steckte er das

Messer zurück in seine Scheide und fingerte die Steine behutsam heraus. Er griff in das entstandene Loch, betätigte einen Schalter, und ein Teil des Laminats klappte nach oben. York hatte diese Vorrichtung noch am ersten Tag installiert, kaum dass er Hausmeister geworden und hier eingezogen war.

Unter dem Laminat kam der Schuhkarton hervor, der sein Leben bedeutete. Er nahm ihn und setzte sich aufs Bett. Seine Hände zitterten wie jedes Mal, wenn er an diesem Moment angekommen war.

Als er den Deckel öffnete, sahen ihn von einem Foto jene Augen an, die er nie vergessen würde. Strahlend blau, mit einem Lächeln, das ihn von der ersten Sekunde an verrückt gemacht hatte. Eine blonde Schönheit, der die Freude am Leben ins Gesicht geschrieben stand. Offen, warmherzig und glücklich. *So glücklich.* Ihre Arme hatte sie fast schon lasziv um einen attraktiven Mann geschlungen. Er war etwas kleiner als sie, schlank, muskulös. Seine tiefbraunen Augen wirkten undurchdringlich, aber weich. Manchmal fragte sich York, ob jemand heute Ähnlichkeiten zwischen ihm und dem jungen Mann auf dem Foto erkennen würde. Aber nein, das war unmöglich. Den Mann auf dem Bild gab es nicht mehr. Dieser Mann war Vergangenheit.

Das Bild war Teil eines ganzen Stapels an Fotos, den York nun genauso zur Seite schob wie einen brauen Umschlag, um stattdessen ein kleines blaues Kästchen darunter hervorzuheben. Er klappte es auf und stellte es aufs Bett. Dann zog er seinen Pullover aus. Darunter kam ein schwarzes Hemd zum Vorschein. An ihm hing, an einem blau-weiß-rot-weiß-blauen Band, ein silbern glänzendes Kreuz mit der britischen Krone im Zentrum.

York nahm das Kreuz von seinem Hemd, betrachtete es noch einen Moment lang, legte es dann behutsam in das Kästchen zurück und verstaute alles wieder unter dem Laminat. Er schob die Backsteine zurück in ihre Position, wartete auf das vertraute Klicken des Schließmechanismus und rückte das Bett zurecht.

Der einzige Luxus, den York sich gönnte, befand sich im Bade-

zimmer. Neben dem Waschbecken stand ein Tisch voll eigentümlicher Gegenstände: Theaterschminke in allen erdenklichen Farben, Wimperntusche von Schwarz über Braun bis Silber und Grau, kleine Döschen, in denen blaue und grüne Kontaktlinsen in einer klaren Flüssigkeit schwammen, ein knappes Dutzend Brillen in unterschiedlichsten Formen. Und dann waren da noch die Perücken. Auf mehreren Styroporköpfen ruhten blonde, brünette und schwarzhaarige Perücken. Vom Kurzhaarschnitt bis zum Rasta-Look waren so ziemlich alle Männerfrisuren dabei. York hatte sich die Sammlung über die Jahre zugelegt. Wenn nicht in einem Theater, wo sonst hätte er bessere Bezugsquellen gehabt, die ihm sein Leben erleichtern konnten?

Er fuhr sich durch seine Haare, die ihm bis auf die Schultern herabhingen. Dann stellte er sich ans Waschbecken. Vorsichtig begann er, sich den Bart zu waschen. Das Wasser, das ins Becken floss, färbte sich braun. Es brauchte einige Minuten, ehe Yorks eigentliche Bartfarbe zurückkehrte. Als er schließlich wieder in den Spiegel schaute, waren die Haare in seinem Gesicht genauso pechschwarz wie jene auf seinem Kopf. Es war doch immer wieder verwunderlich, wie ein Bart das wahre Alter eines Menschen kaschierte! Eigentlich hätte ich schon längst graue Haare haben müssen, dachte York. Doch ohne jedes Zutun suchte er noch immer vergeblich nach Zeichen des Alters und des Alterns.

Wie alt war er eigentlich mittlerweile? Er stand vor dem Spiegel, vorgebeugt und mit den Händen auf dem Waschbecken abgestützt. Spielte es überhaupt noch eine Rolle? Wenn sich York betrachtete, kamen Bilder aus einer Zeit wieder in sein Gedächtnis, die lange hinter ihm lag. Das, was er einst erlebt hatte, wie er gelebt hatte, wie er überlebt hatte. Was hatte der Chaplain vorhin zu ihm gesagt? »Ich will mir gar nicht ausmalen, was diese Soldaten in Afghanistan durchgemacht haben.« Nein, das sollte sich der Padre besser wirklich nicht ausmalen. Diese Bilder blieben für immer. Sie brannten sich ein. Unauslöschlich, unwiderruflich, unausweichlich. Sie kamen immer wieder. Tag und Nacht, besonders in der Nacht.

Besonders heute Nacht würden sie zurückkehren. Schon während der Vorstellung würden die Bilder vor seinem inneren Auge erscheinen. Sie würden sich ihren Weg suchen. Sie würden mit einer Wucht über ihn hereinbrechen, dass er sich ihrer nicht erwehren konnte. Er hoffte inständig, dass etwas Außergewöhnliches passierte, dem er sich so stark und vollständig widmen musste, dass er seinen Gedanken nicht freien Lauf lassen konnte.

Die Schauspieler und Mitarbeiter im Theater kannten ihn – oder glaubten zumindest, ihn zu kennen. Sie würden ihn heute eher in Ruhe lassen. Vor ihnen musste er sich nicht mehr verstellen als unbedingt nötig. Nur wenn York die Portobello Road verließ, schlüpfte er in eine andere Rolle. Dann kehrte er in dieses Zimmer zurück, an den Tisch mit all den Utensilien, die aus Liam York einen anderen Menschen machten.

Dabei wusste Liam York nicht einmal, wer er selbst war.

4

Hastig schrieb sie den letzten Absatz fertig. Einhundertzwanzig Zeilen, achtunddreißig Anschläge pro Zeile, null Inhalt. Sie war ein bisschen stolz auf sich. Wieder einmal hatte sie eine halbe Seite des London Chronicle mit absolut nichts gefüllt. Worte, die Hunderttausende Menschen interessierten und doch so viel aussagten wie die Sprüche, die neuerdings nicht nur in Glückskekse eingepackt, sondern auch auf Klorollen gedruckt wurden, um die Menschen bei ihrem täglichen Gebet auf dem Keramikaltar zu erheitern.

Mit der E-Mail, die Hannah Featherstone in dieser Sekunde an ihren Redaktionsleiter geschickt hatte, war der erste Teil des Tages erfolgreich abgeschlossen. Eine Reportage über die Tränen einer Witwe, die noch keine vierzig war, aber gerade ihren über neunzig Jahre alten Ehemann verloren hatte, der zufälligerweise auch noch Milliardär gewesen war. Eine Geschichte, wie sie Hannah schon so häufig geschrieben hatte und hoffentlich schon sehr bald nie wieder zu schreiben brauchte.

Hannah war die Society-Reporterin des Chronicle, und sie hasste ihren Job mit jeder Faser ihres Körpers. Zugegeben, dieser Körper war einer der Gründe dafür gewesen, dass sie diesen Job überhaupt bekommen hatte. Sie war eitel und selbstbewusst genug, um von sich zu behaupten, dass sie, wenn sie etwas größer gewesen wäre, die Chance auf eine Modelkarriere gehabt hätte. Sie war gertenschlank, hatte wallendes brünettes Haar, das ihr schmales Gesicht, ihre hohe Stirn und ihre großen haselnussbraunen Augen perfekt betonte. Ihre kleine Nase gefiel ihr zwar nicht so gut, sie wusste aber, dass viele auf so was standen. Ihr kleines Kinn war ihr dagegen ganz recht. So stachen ihre Lippen noch mehr hervor, die sie stets mit rotem Lippenstift betonte. Wenn ihr in der Pubertät jetzt noch so etwas wie ein echter Busen gewachsen wäre statt nur Hühnerbrüsten, könnte sie wohl jeden Mann haben, den sie wollte. Wobei,

wenn sie es sich recht überlegte, konnte sie eigentlich auch so jeden Mann haben, den sie wollte. Das Problem war nur: Sie wollte keinen. Nicht mal für eine Nacht.

Was sie wollte, war Karriere machen. Nur eben nicht als Society-Reporterin. Deswegen schloss sie jetzt auch ihr Büro im sechzehnten Stock ab, von dem aus sie die Tower Bridge sehen konnte, und verließ die Redaktion. Der Chronicle hatte seine Räumlichkeiten auf der Tooley Street direkt an der Themse, was perfekt für Hannah war. Sie wohnte in South Croydon, über eine halbe Stunde südlich von London, konnte von dort aber mit dem Zug direkt vor die Haustür der Redaktion fahren. Und dann war da noch die Tube Station mit der Jubilee und der Northern Line, die sie in kürzester Zeit in die Innenstadt brachten.

So stürmte Hannah jetzt die Treppen hinunter zur U-Bahn und sprang im letzten Moment zwischen zwei sich schließenden Türen hindurch in einen Wagen der Northern Line. Sie war in Eile, sie musste nicht nur pünktlich zu ihrer Verabredung kommen, sondern wollte früher dort sein und den Treffpunkt in Augenschein nehmen. Sie hatte sich mit ihrem Informanten zwar schon mehrfach getroffen, bis dato hatte aber immer er vorgegeben, wo sie erscheinen sollte. Nun war sie in die Offensive gegangen und hatte ihn auf die Camden High Street bestellt, eine der überfülltesten Straßen im Norden Londons. Dass sie heute zudem noch einen Plan in Gang bringen wollte, mit dessen Hilfe sie sich absichern wollte, machte sie zusätzlich nervös.

Sie schnappte sich ihr Smartphone und öffnete Twitter. Unter @Hannah_Chronicle verfasste sie in kürzester Zeit drei Tweets an ihre mittlerweile über achtzigtausend Follower und kündigte ihre neueste Witwen-Reportage an. Nur wenige Sekunden nachdem sie die Tweets abgesetzt hatte, begannen sich ihre Follower die Mäuler zu zerreißen. Hannah wechselte schnell den Account. Sie hatte einen zweiten, einen, der ihr viel mehr bedeutete. Er lief nicht auf ihren Namen, weil sie dort ihre Identität nicht preisgeben wollte. Der Account war Teil ihres zweiten Lebens oder, besser gesagt,

des Lebens, das sie eigentlich führen wollte. Sie scrollte durch die Nachrichten über nationale und internationale Sicherheitspolitik.

In Momenten wie diesen fragte sie sich, wie alles hatte so schief laufen können. Hannah hatte schon immer Journalistin werden wollen. Sie wollte mit dem, was sie machte, etwas bewegen. Ihre Artikel sollten Denkanstöße liefern, sollten Missstände aufdecken, sollten Einfluss auf gesellschaftspolitische Diskussionen nehmen. Hannah Featherstone wollte eine einflussreiche Reporterin werden, die in der Politik ihres geliebten Königreichs und der Queen ganz oben mitspielte. Sie hatte sich früh entschieden, Middle Eastern Cultures zu studieren und anschließend zu versuchen, über ein Stipendium in den Nahen Osten zu gehen. Sie hatte tatsächlich eines bekommen und ein halbes Jahr in Israel für die Jerusalem Post gearbeitet. Sie sprach neben Englisch und Französisch inzwischen halbwegs leidlich Arabisch und hatte zudem angefangen, Russisch zu lernen. Hannah hatte gedacht, ihr stünde die Welt offen, sie würde nach England zurückkehren und Karriere machen.

Die Landung war brutal.

Die Finanzkrise ab 2007 hatte auch die Medienbranche nicht verschont, und weil die Verlage mit einer Neuerung namens Internet überhaupt nichts anfangen konnten – ein Umstand, der sich vor allem bei den Tageszeitungen zu Hannahs Unverständnis noch immer nicht geändert hatte –, wurden immer mehr Leute entlassen statt eingestellt. Schnell merkte Hannah: Sie war auf eine Illusion hereingefallen. In Wahrheit hatte niemand auf sie gewartet.

Also begann sie damals, sich auf alles zu bewerben, was nach journalistischer Arbeit aussah. Als dann das Angebot des Chronicle kam und die Zeitung ihr eine Stelle als Society-Reporterin anbot, schlug sie zu. Sie dachte sich: Wenn ich einmal drin bin, werde ich mir schnell eine Chance in einem anderen Ressort verdienen. Sie hatte sich reingehängt, ihr Leben ihrem Job verschrieben und in kürzester Zeit diverse Exklusiv-Stories recherchiert, die in der VIP-Szene eingeschlagen waren wie Bomben. Was Hannah nicht bedacht hatte: Sie hatte sich durch ihre außergewöhnliche Arbeit

unverzichtbar gemacht. Ihre Gesuche, in das Politik-Ressort zu wechseln, wurden bestenfalls höflich, schlimmstenfalls mit höhnischem Gelächter abgelehnt.

»Hannah Featherstone in der Politik?«, hatte der Chefredakteur gefragt und sich dabei ausgeschüttet vor Lachen. »Willst du in den Houses of Parliament über die neuesten Modesünden berichten? Wenn du einen Sexskandal aufdeckst, bringen wir ihn. Aber beschränke dich auf das, was du kannst!«

Hannah hatte den Fehler begangen und nachgefragt, was das in seinen Augen sei. Seine Antwort würde sie nie vergessen.

»Geil aussehen, Karrieren vernichten und dich vögeln lassen, wenn du damit eine gute Story an Land ziehst.«

Ein einziger Grund hatte Hannah in diesem Moment dazu gebracht, nicht zu kündigen: der Mann, den sie gleich treffen würde. Walter McCarthy hatte sie wenige Tage zuvor kontaktiert. Er war nicht nur ein einflussreicher Politiker der Conservative Party, sondern einer der Berater des britischen Premierministers. Anfangs hatte Hannah nicht verstanden, warum er mit ihr in Kontakt getreten war, und vermutet, er oder gar der Premier seien in irgendeine Schmierenaﬀäre hineingeraten und wollten sicherstellen, dass sie nichts darüber schreiben würde. Doch dann begriff sie und sah ihre Chance.

McCarthy trieb im Auftrag seines Chefs ein doppeltes Spiel mit der eigenen Partei. Der Premier war dabei, einige alteingesessene Journalisten gegen sich aufzubringen. Sein Standing hatte bereits unter dem unehrlichen Kurs gelitten, den er in den Verhandlungen mit der EU über den Brexit gefahren war. Jetzt wollte er mit irgendetwas, das Hannah noch nicht durchschaute, einen draufsetzen. Dafür würde er frisches Blut in den Redaktionen benötigen, junge Reporter, die mit exklusiven Informationen die alte Garde verdrängen konnten – und damit bei ihm in der Schuld standen. Es war ein dreckiger Deal: Der Premier liefert über Mittelsmann McCarthy die entsprechenden Informationen, Hannah wiederum zeigt sich später mit Artikeln erkenntlich, die den Premierminister in einem

besseren Licht erscheinen lassen als die Verrisse, die von der alten Garde zu erwarten waren. Der Premier spielt Karrieremacher bei Hannah, und sie rettet ihm den Arsch.

Sie war noch immer nicht überzeugt, ob sie das konnte. Der Deal widersprach all ihren Prinzipien. Obwohl ihr Chef es ihr vorgeworfen hatte, hatte sie noch nie für Informationen mit jemandem geschlafen. Jetzt fühlte es sich aber fast so an. Sie ließ sich kaufen. Ihre Karriere für exklusive Informationen – das war der Deal. Ging sie darauf ein, würde sie womöglich die Story ihres Lebens schreiben und die Chance bekommen, auf die sie jahrelang gewartet hatte. Auf der anderen Seite konnte sie danach womöglich nie wieder in den Spiegel schauen.

Als sie an der Station Camden Park ankam und auf die Camden High Street trat, zog sie ihren Mantel enger. Der Novemberwind war stärker als die Sonne, die viele Menschen an diesem Samstag auf die Straßen gelockt hatte. Hannah wehte der Duft fernöstlicher Gewürze und gebratenen Fleisches entgegen. Auf engstem Raum trafen hier Dutzende Restaurants, Grills, Imbisse und Buden aufeinander, kochten und feilschten um die Wette. Wenn es in London einen Ort gab, an dem man nicht verhungern konnte, dann die Camden High Street mit ihren vielen Seitenstraßen, Gassen und Märkten.

Hannah wandte sich nordwärts und schlenderte an den Fressbuden und Geschäften vorbei. Ihr Ziel lag auf der anderen Straßenseite. Doch statt die Straße zu überqueren, bog sie kurz vor ihrem Ziel in einen Innenhof ab und betrat ein Haus, das im Erdgeschoss einen Schuhladen beheimatete. Was McCarthy nicht wusste, war, dass Hannah hier früher mal gejobbt hatte. Sie kannte den Inhaber des Shops und über ihn den Hausbesitzer. Der hatte ihr den Schlüssel zu einer leer stehenden Wohnung in der ersten Etage verschafft, zu der sie nun hinaufging. Am Treppenabsatz saß der Mann, den sie hierherbestellt hatte.

»Hey, Schönheit!«, begrüßte sie ein groß gewachsener, ungepflegt aussehender Mann mit Dreitagebart und Glatze.